



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

P., A.: Biographische Litteratur : (Schluß)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und des Heeres, durch energisches Einschreiten der Regierung und, was die Armee anlangt, nötigenfalls des obersten Kriegsherrn gelöst sein wird.

Für den engern Anschluß der Tschechen an Oesterreich kann dieses namentlich eins thun: es kann sich besonders angelegen sein lassen, die Tschechen davon zu überzeugen, daß sie vollberechtigte, mit keinerlei Mißtrauen angesehene und zum Gedeihen des Ganzen unentbehrliche Oesterreicher sind. Das, womit man auch heutzutage noch neben energischer Haltung am erfolgreichsten regiert, sind gewonnene Herzen. Der greise Kaiser weiß das am besten. Aber es ist Zeit, daß unter seiner Leitung auch die junge Generation versucht, was sie durch freundliches, herzliches Entgegenkommen zur Neubefestigung des zwischen Böhmen und dem Kaiserhause bestehenden Bandes zu thun vermag.

Seit dem Tode der Kaiserin-Mutter und des unvergessenen Kronprinzen Rudolf ist der Grabschmuck unbewohnt. Warum könnte nicht einer der verheirateten jungen Erzherzöge mit seiner Gemahlin auf dem Grabschmuck Wohnung nehmen? Er sollte es sich da so behaglich machen als möglich und ohne Unterschied der Nationalität zur Bildung eines lebensfrohen, geistig regsamen Kreises alles an sich heranziehen, was in Böhmen durch Stellung, Talent, Schönheit, Liebenswürdigkeit und Herkunft glänzt und durch harmonisches Zusammenwirken dazu beitragen kann, dem Lande thatsächlich zu beweisen, daß ihm nicht Ehrgeiz, sondern Eintracht und geistiger Fortschritt das Gedeihen zu bringen bestimmt ist, nach dem sich beide Volksstämme, Deutsche und Tschechen, gleich sehnen.

G. St.



Biographische Litteratur

(Schluß)



ir kehren nun vom Theater zur Biographie zurück und müssen, da es die Beschaffenheit unsers Vorrats so mit sich bringt, an den Komödianten den Pfarrer anschließen: Rudolf Kögel, sein Werden und Wirken, von Gottfried Kögel, Regierungsrat, erster Band, 1829 bis 1854 (Berlin, Mittler und Sohn). Die Biographie ist weit angelegt, auf drei Bände berechnet und mit vielen Auszügen aus Briefen und Tagebüchern ausgestattet, sodaß schon dieser erste Band den Zweck eines Erinnerungsbuchs für die Familie und die zahlreichen nähern Freunde erkennen läßt. Sonst würde man ja in unsrer Zeit, die so furchtbar schnell an Vergangenen vorbeigeht, vielleicht besser eine etwas kürzere Fassung gewählt haben, die immer einem Memoirenwerk ein etwas längeres Leben sichern wird. Das Buch enthält, so einfach Kögels Leben bis zu seinem ersten Pfarramt (1854) verlief, viel schönes und allgemein beachtenswertes. Eine einfache Her-

kunft aus tüchtigem Blute, seine Mutter war eine Bauerntochter, ein bildungsbedürftiger im fernen Osten — Birnbaum in Posen — sitzender Vater, knappe Mittel und energisches Vorwärtstreiben, das sind die Voraussetzungen dieses Lebenslaufs. Der junge Charakter offenbart eine erstaunliche Willenskraft und Härte gegen sich selbst. Nicht das Angenehme, sondern das Schwere wird gethan; „dem Faulen ist keine Verheißung gegeben.“ Der Neuordinierte zieht später eine Pfarre in Nakel der Stelle eines Gesandtschaftspredigers in Rom vor, so sehr ihn diese auch lockt. Auf der Latina in Halle unter Eckstein ist er unbedingt der erste Schüler. „Ich weiß absolut keinen, der Kögel an Begabung und an gewinnender Persönlichkeit nahe gekommen wäre,“ berichtet ein ehemaliger Mitschüler (1878). Auf der Schule hatte er unter anderm für sich auch Spanisch gelernt, auf der Universität nimmt er Portugiesisch an, „um eine zweite Sprache zu lernen, für die der Jude nichts giebt,“ so antwortet er Tholuck auf dessen Warum. Die Philologie hat er wegen der künftigen Hauslehrerei mit in seinen Plan aufgenommen, aber sie interessiert ihn nicht, der auf der Schule schon den ganzen Cicero gelesen und dazu als Gegengewicht gegen dessen Breite auf das gründlichste auch Tacitus studiert hat. Der künftige Redner also! Wie oft hat man ihm vorausgesagt, daß er noch einmal Hofprediger in Berlin werden würde. Als er nach Halle auf die Latina ging, hatte sich seine Hoffnung, er würde auf die Schulpforte kommen, zer schlagen. Hier wäre er ein Dichter geworden, meinte sein Vater, nun würde er sicher ein blühender Prosaisker werden. Und das war gut. Denn so leicht ihm die Verse aus der Feder flossen, die zahlreichen Gelegenheitsgedichte und erbaulichen Lieder, die in christlichen Leserkreisen große Verbreitung gefunden haben: ein Dichter war Kögel doch nicht. Seine wortreichen und gut gereimten Verse haben zu wenig Stellen, die Eindruck machen und haften bleiben. Bezeichnend für ihn ist auch seine Vorliebe für Geibel, schon von der Schulzeit her. Aber zum Redner war er geboren. Ein Tertianeraufsatz über August Hermann Francke (S. 36) und ein Brief des Sechzehnjährigen an die Eltern, worin er seinen Entschluß, Theologe zu werden, unwiderrüflich kund giebt (1845), sind wirkliche und merkwürdige Dokumente. „Viele mögen der Meinung sein, heißt es am Schluß des Briefes, meine Klassenburschen nämlich, ich passe bei meinem lustigen Wesen nicht zum Theologen; wegen meines Maulwerks, das oft laut auftritt, macht man mich zum Juristen. Ja, es mag schön sein, Recht zu sprechen, der Unschuld aufzuhelfen, niederzuschlagen das Laster, aber schöner ist die Theologie. Als wenn nicht das Mundwerk, das einem der liebe Gott geschaffen, auch hier an rechter Stelle sein könnte usw. Die Zahl unsrer sogenannten Pietisten, unsrer Mucker, unsrer Mystiker wird schmelzen und ein ganz klein Häuflein werden; wohl an, so wird unsre Glaubensstärke desto größer sein usw. Der da einstens kam als Christkindlein, ist für die Sünder erschienen, d. h. für die, so es wissen, daß sie Sünder sind. Christnacht zieht heran, das schönste, lieblichste Fest. Ich habe mich vielleicht zu weitläufig ausgesprochen, aber mir war es so um das Herz, und Gott hat das Herz

geschaffen, und was er hineinlegt, damit wir es herausnehmen, das will er nicht umsonst hineingelegt haben.“ Kurz ehe er Dresden verließ, wo er zwei Jahre lang als Lehrer am Blochmannschen Institut in einer ganz hervorragenden Weise gewirkt haben muß, am Gründonnerstag 1854 hielt er dort in der Kirche seine erste und letzte Predigt, die ihm „fast zu viel der Lobsprüche“ eintrug. Ihn selbst freut dabei am meisten, daß man seine große Einfachheit lobt, „die im Grunde nicht meine Sache ist, wohl auch mehr in Vortrage liegen mag, in den die Anrühigkeit des Kanzeltons bis jetzt noch nicht gedrungen ist.“ Diese Bemerkung läßt, wie mir scheint, erkennen, was diesen größten Meister seiner Zeit in der hohen, kunstvoll aufgebauten geistlichen Rede vor der Phrase bewahrt hat. Kögels Wortreichtum rauscht nicht nur, er drückt auch bis in die kleinsten Satztheile etwas aus; beim Berggliedern staunt man oft, wie viel sagend seine kurzen Antithesen sind. Man kann die Kunst der Worte bewundern, ohne doch die Rede einfacher zu verlangen. In der Geschichte der Predigt wird Kögel seine Stelle behalten, die spätern Bände werden das ausführen, aber schon der erste zeigt es an. Nach seiner Begabung hätte er sich ja auch auf andre Seiten der Theologie einrichten können, wie seine höchst wichtige Stellung innerhalb der Positiven Union beweist. Sein natürliches Wesen war sogar mehr verschlossen als zum Mittheilen angelegt. Hier setzte Tholucks Einfluß ein, dessen Amanuensis er war; der verlangte von ihm mehr Hingebung, Sichausprechen, Willenbrechen. Tholucks und demnächst Ahlfelds Art zu predigen wies ihn auf das natürliche Leben hin, das auch mit der Kanzelrede keineswegs unverträglich ist, das er an den sächsischen Predigern mit ihrem Reinhardtischen Predigt-schematismus vermischte. Bezeichnend für ihn sind auch seine Urtheile über des damals und noch viel später gefeierten Steinmeyers „Willkürlichkeiten, Gesuchtheiten, manchmal sogar Abenteuerlichkeiten.“ Nicht nur hier, sondern für die ganze Entwicklung seines Gemüths verdankte er, der von Natur ein Mann des Verstandes war, am meisten von allen Menschen Tholuck. Demnächst wohl seiner ersten Frau, der Tochter des Haller Dogmatikers Müller, die wir in diesem Bande nur als seine Braut kennen lernen. Diese tiefe, ernste, zurückhaltende und doch innerlich so lebendige Natur wird eingehend geschildert. Da sich jedoch weder dies, noch was wir über Kögels Verhältnis zu seiner früh verstorbenen Schwester lesen, kurz wiedergeben läßt, so mag zum Schluß wenigstens ein Brief erwähnt werden, worin er den Hallenser Leimsiedern, diesen Leuten des Nichthumors zum Trost, seine Braut zu seinem „Innenleben“ ernannt. Sie soll für ihn, d. h. statt seiner, aber auch zu seinem Besten träumen, dichten, Poetisches lesen, denn er muß nun ein praktischer Mensch werden. „Dein Draußenmensch bin ich, dein Mantel und dein Schutz im Winde.“

Malvida von Meyßenbug gehört zu den schriftstellernden Frauen, deren Bücher nur angenehme Eindrücke zurücklassen. Sie will nichts erreichen, auch nicht für ihre Mitschwester, ihr Geschlecht im allgemeinen, was ja unter Umständen noch mehr Reiz haben kann, als wenn man für sich selbst etwas

verlangt; sie ist dankbar für alles, was sie vom Leben empfangen hat, und würde sich freuen, wenn sie uns alle ebenso glücklich und in derselben Stimmung wüßte. Ihren „Memoiren einer Idealistin“ hat sie einen Nachtrag hinzugefügt und damit, wie sie denkt, zum letztenmal öffentlich das Wort ergriffen, unter dem Titel: Der Lebensabend einer Idealistin (Berlin, Schuster und Voelfler). Nicht jedem wird der Idealismus gleich leicht gemacht. Wer Alexander Herzens Töchter in die große Welt eingeführt und Richard Wagners Freundschaft genossen hat, wer zu den Intimen des Hauses Minghetti zählt, sich von Lenbach hat malen lassen und sich Nietzsche, als er noch nicht ganz so verderblich war, zum Hausgeist zähmen konnte (wiewohl dies schon nicht mehr zu jedermanns Idealen gehören würde), wer überhaupt jahrzehntlang in einem schönen fremden Lande lebt, das alle Vortheile einer zweiten Heimat gewährt und nicht zuviel von den rauhen Pflichten auflädt, die das unvermeidliche Angebinde unsers ersten zu fein pflegen: der wird uns auch ohne viel Mühe ein hübsches Buch schreiben können über einen solchen Lebensabschnitt mit allen seinen äußern Ereignissen und nicht gewöhnlichen Eindrücken. Nicht jedem freilich würde die beneidenswerte Sorglosigkeit eines solchen internationalen Reiselebens mit den Hauptpunkten Florenz, Rom, Venedig und Paris oder Versailles so zum guten ausschlagen wie der Verfasserin. Es gehört dazu nicht nur ihr lebendiges Verlangen, alles Erlebte in Bildung umzusetzen, sondern auch eine seltne Genußfähigkeit, die sie selbst sich einmal bezeugt, bei Gelegenheit einer Besuchsreise nach Gms zu ihrer einzigen alten Schwester: „ein Liebesopfer meinerseits, da ich wenig mehr für dies erlöschende Leben thun konnte und die Zeit zum Besuche herrlicher, von mir noch ungekannter Orte hätte benutzen können, an denen mir Freude und Belehrung geworden wäre.“ So ungefähr hätte auch Luigi Cornaro sprechen können. Wir hoffen, daß Malvida von Meysenbug nicht zum letztenmale unsre immer nüchternere werdende Welt mit ihrem Idealismus vergoldet haben möge, und werden uns um diesen Preis gegen in seine manchmal etwas unwahrscheinlichen Dimensionen finden. Nur sollte sie uns nicht die Kolonialpolitik allgemein als „modernen Schwindel“ anstreichen, weil es den Italienern in Abyssinien so schlecht ergangen ist. Diese hätten sich zuerst selbst kolonisieren müssen, innerlich, während sie gerade heute erst, wie wir in den Zeitungen lesen, bei der Maffia anfangen.

Von den drei geistreichen Töchterinnen, die einst in dem alten, vormärzlichen Berlin berühmt waren (jetzt sind ihrer vielleicht weit mehr), gebührt der erste Platz Rahel Barnhagen; sie war klüger als Henriette Herz und ebenso klug wie Dorothea Mendelssohn-Weit-Schlegel, und sie hatte mehr Gemüt als beide. Nach einigen von vornherein aussichtslosen Neigungsverhältnissen zu gesellschaftlich höher stehenden Männern, einer Mutter, die sie nicht verstand, entfremdet und dann von ihr getrennt, heiratete die Dreiundvierzigjährige schließlich 1814 den dreizehn Jahre jüngern Barnhagen, der sich etwa sieben Jahre lang unter Abwägung aller Konjunkturen auf diesen Entschluß vorbereitet hatte. Wie dieser oder jener damalige Mensch über die Verbindung

dachte, kann uns gleichgiltig sein, da es heute nur noch auf das Ergebnis ankommt: sie hatte gute Gedanken, und er eine gewandte Feder. Nachdem er Konnexionen, wie sie dem Hundertsten nicht zufallen, verloren hatte, weil er sie am liebsten alle zugleich benutzt hätte, verscherzte er sich 1819 durch seine Taktlosigkeiten bei einer diplomatischen Mission in Karlsruhe die Staatslaufbahn vollständig und wurde nun Schriftsteller, während seine Gattin bis zu ihrem Tode 1833 in der Mauerstraße ihren vielgenannten Salon abhielt (den „zweiten“; die noch berühmtern Zusammenkünfte des ersten hatten schon in ihren Mädchenjahren, etwa von 1796 bis 1806, in der Sägerstraße stattgefunden). Die Unterhaltungen waren noch nicht verstummt, da setzte schon der geschäftige Gatte die Feder an, um ihren Ertrag in seine Scheuern zu sammeln, es türmten sich Berge von Aufzeichnungen und aufbewahrten Briefen, und nachdem einiges von Barnhagen selbst veröffentlicht worden war, überschüttete nach seinem Tode (1858) bekanntlich seine Nichte Ludmilla Uffing die teils erschreckte, teils schadensfrohe Berliner Menschheit mit gedruckten Briefen und Tagebüchern ohne Aufhören. Erst die Kriege und das politische Leben gegen Ende der sechziger Jahre lenkten die Gedanken wieder auf Wichtigeres und machten die Menschen allmählich unempfindlich gegen die Eindrücke der noch immer fortgesetzten „Enthüllungen.“ Barnhagen hielt man nun allgemein für einen Schwäger, und höchstens konnten noch über seine Gutmütigkeit und Gutgläubigkeit die Meinungen auseinandergehn. Aber auch Rahels Bild hatte nicht gewonnen: das einst mit einer Art von Andacht aufgenommene „Buch des Andenkens für ihre Freunde“ (1834) verschwand für die, die es nicht mehr selbst gelesen hatten, allmählich in dem Dunstkreise dieser nicht ganz reinen Luft, und wie viele kennen es heute überhaupt noch? — Jetzt erscheint, über sechzig Jahre nach ihrem Tode, ein Buch von 450 Seiten Großoktav mit 12 Bildnissen: „Rahel Barnhagen, ein Lebens- und Zeitbild von Otto Berdrow“ (Stuttgart, Greiner und Pfeiffer). Es enthält viel mehr, als der Titel verspricht, nämlich nicht nur des Gatten Biographie, sondern auch noch kurze Lebensläufe sämtlicher Berühmtheiten, die in den zwei Salons verkehrten, der Brüder Schlegel, Schleiermachers, des Prinzen Louis Ferdinand, der beiden Humboldt, Fichtes, des Fürsten Ligne, Hegels, Genzens, Gansens, Rankes, um die bloß vornehmen Gäste gar nicht einmal zu nennen; zu Boecks Namen hätte die Trivialität „einer der bedeutendsten Kenner des griechischen Altertums“ wohl weggestrichen werden dürfen. Die vielen Menschen, die nun hier auf uns eindringen und uns über ihre Person unterhalten, als hätten wir noch nie von ihnen gehört, sind zwar immer noch anhörenswert und an sich wichtig genug, aber sie lenken doch unsre Aufmerksamkeit notgedrungen von der Hauptperson ab. Wir müssen dann wohl, wenn das Rauschen von Namen und Titeln und höchstem Erdenruhm auf eine Weile unterbrochen wird, die kleine Rahel uns förmlich wiedersuchen in irgend einer Ecke ihres sich leerenden Salons, um den geistigen Faden aufzunehmen und die Unterhaltung mit ihr und die Teilnahme an ihrer Entwicklung, zu der wir uns doch hauptsächlich

verpflichtet haben, weiter fortzusetzen. Hier gewinnt sie dann immer unser Interesse, ein Zeichen, daß Verdrow seinen Stoff gut verarbeitet hat; wir möchten auch gern noch mehr von ihr hören und thun Fragen, auf die wir keine Antwort erhalten, denn inzwischen rauschen schon wieder neue vornehme Gesellschaftsgäste herein. — Rahel erscheint viel besser als ihr Gatte, wohl nicht ganz nach der Absicht des Verfassers, der Barnhagen so hoch wie möglich zu bringen sucht. Von Charakter war er doch ein Tropf, und das Entscheidende für seine Schriftstellerei war, daß er niemals mit voller Kraft an eine selbständige Arbeit ging. Wer seit seinem dreißigsten Jahre immer nur für den Tag schreibt, der hat am Schlusse seines Lebens eben auch nur für den Tag geschrieben. Wer liest heutzutage überhaupt Barnhagen, außer wenn er muß? Davan können alle Leumundsatteste Humboldts oder Rankes nichts mehr ändern. Darf man also ein Buch wie das Verdrowsche ohne Bedanterie ein bißchen pädagogisch ansehen, so würde ich nach der Vorstellung, die es mir von Barnhagen von Ense giebt, meinen: Den kann man getrost vergessen, oder, wie ein höchst origineller alter Examinator seinen Fragen hinzuzusetzen pflegte: Das brauchen Sie nicht zu wissen!

Anders verhält es sich mit Rahel. Sie steht hoch über Barnhagen, an Aufrichtigkeit, Charakter, Feinfühligkeit und originellen Gedanken, und auch als Ehehälfte, soweit man diese Gemeinschaft als Ehe ansehen will, ist sie ohne Frage der wertvollere Teil. Wilhelm von Humboldt, auf dessen Personenurteile man sehr viel mehr geben kann als auf die seines Bruders, sagt von ihr (1834, an Charlotte Diede), man sei nie von ihr gegangen, ohne Stoff zum Nachdenken und Gefühlsanregung mitzunehmen. Sie habe ihre ganze Ausbildung sich selbst verdankt, und alle ihre Gedanken und die Form ihrer Empfindungen hätten ein so unverkennbares Gepräge der Originalität gehabt, daß man dabei unmöglich an einen männlichen oder überhaupt fremden Einfluß denken könnte. „Überhaupt war Wahrheit ein auszeichnender Zug in ihrem intellektuellen und sittlichen Wesen.“ Daß eine solche Frau „des tiefern Verständnisses für die Wissenschaft ermangelt habe,“ erklärt Verdrow für unmöglich in einer Diatribe gegen Georg Brandes, der es behauptet hat. Da sie weder schulmäßig unterrichtet war, noch irgend jemand von ihr wissenschaftliche Arbeiten verlangt hat, so ist das jedenfalls jetzt keine brennende Frage mehr. Aber warum hätte eine geistig so bedeutende Frau, wie sie war, Dinge, die man sie gelehrt hätte, nicht auch verstehen sollen? Man sieht nicht recht ein, was Rahel bei dieser Kasuistik in unsrer Schätzung zu gewinnen hat. — Der Verfasser wollte keine bloß litterarische Biographie schreiben, wonach ja auch kein Bedürfnis gewesen wäre, sondern ein aktuelles Buch. Er will Rahels Andenken erneuern, weil es für unsre Zeit noch von Wert ist. Er spricht öfter von ihrem Einfluß auf ihre Zeit und ihrer Wirkung in die Zukunft. Versuchen wir, uns über einige Punkte zu verständigen. Etwas ganz greifbares ist ihr Verhältnis zu Goethe, den sie herzlich, wahrhaft, ohne alle Koketterie verehrte und auch — verstand. Vor ihr hatten schon Dorothea Mendelssohn

und Karoline Michaelis (zuletzt A. W. Schlegels Frau) in Berlin für Goethe gewirkt, geräuschvoller und oberflächlicher auch Henriette Herz. Rahel hat ihn nur zweimal gesehen (1795 und 1815) und sich nie zu ihm gedrängt, und sie hat durch vieles, was sie gesagt hat, und was dann andre veröffentlicht haben, zu seiner Erklärung beigetragen. Eine Schriftstellerin war sie freilich nicht; vielleicht wäre sie es noch geworden, wenn sie nicht den schreibseligen Mann geheiratet hätte. Die Form ihrer Mitteilung ist also das gesprochne Wort, wovon der Brief nur die Aufzeichnung ist. Über ihre Ausdrucksweise giebt uns der Verfasser eine Geistreichelei von Karl Hillebrand, der ihre Causerie mit Lessings diskutivem Gespräch vergleicht, wobei denn schließlich mehr Unterschiede als Ähnlichkeiten übrig bleiben. Sie selbst hatte nach einer brieflichen Äußerung (1816) den Plan, „eine Lebensgesellschaft in Worten“ zu schaffen; die deutsche Sprache müsse so durch alle Geselligkeitsröhren getrieben werden, wie es die französische schon sei. „Ich kann dergleichen, weil das Tagesleben, wie bei den Franzosen, mein Kunststoff ist.“ Daß sie des lebendigen Worts in hohem Grade mächtig war, versteht sich von selbst, und nur eine einzige noch that es ihr darin zuvor, Bettina von Arnim: wenn die anfing zu reden, kriegte Rahel das Stillschweigen, aber dafür war diese in ihren Mitteilungen wahrhaftig, wie wir gesehen haben, während Bettina phantasierte und dichtete oder, wie andre es nannten, „log.“ Rahels Wirkung auf ihre Zeit ist wesentlich ethischer Natur, sagt unser Verfasser, und einige Seiten später: So darf man behaupten, daß Rahel für die Förderung und Vertiefung nicht nur der Berliner, sondern der norddeutschen geselligen Bildung mehr geleistet habe als vielleicht jeder ihrer Zeitgenossen. Ich will das durchaus nicht bestreiten, denn ich weiß es nicht, und wenn ich es zuverlässig glauben könnte, würde ich es gern als eine Bereicherung meines Wissens annehmen. Denken wir einen Augenblick an Frau von Staël, die in mancher Hinsicht mit Rahel zusammengestellt werden kann, und die zu ihrer eignen großen Überraschung und angenehmen Enttäuschung die kleine Berlinerin in einer Gesellschaft (1804) „erstaunlich“ fand, worauf dann beide Damen sich noch einige Freundlichkeiten sagten — bei Frau von Staël ist diese Frage der Wirkung auf ihre Zeit ohne weiteres zu beantworten: Rousseau wäre ohne sie nicht wieder zu Ehren gekommen, und die französischen Romantiker wären nicht geworden, was sie sind. Für Rahel kommt wohl auch ein Zeugnis heraus, wenn Ranke bekennt, in Bezug auf den Stil seiner „Fürsten und Völker von Südeuropa“ im Umgang mit universell gebildeten Frauen viel gelernt zu haben — aber wie wenig ist das dagegen! Andererseits haben Männer der That, wie Bismarck, gesagt, dieses ganze Treiben sei nicht viel mehr gewesen als ein Zeitvertreib für ein Zeitalter ohne Handlung. Danach wäre also so gut wie nichts davon als Wirkung zurückgeblieben. Wer hat nun Recht? Gewiß wäre der Verfasser nach seinen Vorarbeiten am besten geeignet, an diese wirklich recht interessante Frage zu gehn und uns zu sagen, wo die Wirkungen von Rahels Geist nachzuweisen sind. Damit ist aber nicht die äußerliche Zusammentragung ihrer Beziehungen

z. B. zu dem jungen Deutschland nach den neusten Büchern gemeint, sondern die Rechnung müßte von Grund an, ganz ernsthaft und mit der Gegenprobe gemacht werden: Welche Defekte würde unser geistiges und litterarisches Leben heute haben, wenn Rahel nicht gewesen wäre? Wir gewinnen auch nichts dadurch, daß der Verfasser dem Drakelmann Brandes seine Phrasen nachschreibt, z. B. „Rahel ist das erste große und moderne Weib im deutschen Kulturleben.“ Das hat Berdrow so gefallen, daß er hinzufügt: „Eine solche Erscheinung mußte bahnbrechend wirken und eine ganz neue Auffassung vom Wesen und von der Bedeutung der Frau in Deutschland herbeiführen.“ Rahel habe der heutigen wirtschaftlichen Emanzipation der Frauen vorgearbeitet, als Vorkämpferin für die geistige Befreiung ihres Geschlechts, und sie selbst habe das Streben nach intellektueller und sozialer Selbständigkeit am kühnsten und erfolgreichsten in sich verkörpert. Ich gebe diese Sätze hier nicht wörtlich, aber doch auszugsweise und ohne alle Verantwortung. Ich verstehe von der Frauenbewegung viel zu wenig, als daß ich wüßte, ob sich ihre heutigen Führerinnen zu diesem Stammbaum bekennen würden. Höchstens würde ich mir dann getrauen zu sagen, daß Rahel ihren Geist auf keine ihrer redenden und schreibenden Nachfolgerinnen vererbt hätte. Möge das inhaltreiche Buch viel gelesen werden, anregen und nützen!

u. p.



An der Schwelle des Orients

Von C. Ad. Fetzner

(Schluß)



nach Passierung des Grebendefilees hatte der Kapitän, der bisher das Schiff durch die schwierigere Strompartie von Golubaz selbst geführt hatte, das Kommando an den ersten Leutnant abgegeben, unter dem trotz dem stürmischen Winde in elegantem Bogen an der Landebrücke von Milanowaz angefahren worden war. Unter seiner Obhut ging es nun weiter stromabwärts der Kazanenge zu.

Wie um das Auge ausruhn zu lassen für den neuen Genuß des schönsten Teils der ganzen Strompartie zwischen Golubaz und Turn-Severin, für den Kazanpaß, dessen Eingang schon von weitem kenntlich ist durch eine steil abstürzende Felswand, mit der ein langgezogener hoher Berggrücken gegen die Donau hin endigt, fließt nun der Strom von Milanowaz bei Golubinje zwischen sanft aufsteigenden Hängen dahin, vorbei an dem ungarischen Swiniza, das wie das serbische Milanowaz und Golubinje Ruinen römischer Befestigungsbauten birgt; zur Rechten sind nur noch die serbischen Berge mit ihren